

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch. (Fortsetzung.)

2.

Frau Werner hatte eine schwere Aufgabe mit der Bewirtschaftung von Kremzin unternommen; das wußte sie, und sie hatte sie von vornherein nicht unterschätzt.

Aber die angestrengte Thätigkeit that ihr gut, lenkte sie ab von dem großen, allgewaltigen Schmerze, und als die Wunde allmählich zu bluten aufhörte, da sah sie, daß ihr Sorgen und Mühen nicht umsonst gewesen war. Als sie am Ende des Jahres den Bücherabschluß machte, da hatte zum allerersten Male der Erlös der Ernte die Unkosten völlig gedeckt, und damit war der erste Schritt vorwärts gethan.

Demungeachtet durfte sie freilich in ihrem beschwerlichen Thun nicht ermüden. Sie hatte zu sorgen und zu schaffen von früh bis spät, ging bei Tage ihren häuslichen Beschäftigungen nach und rechnete abends mit dem tüchtigen Verwalter, den ihr Hellborn empfohlen hatte. Sie wußte am besten, sie durfte nicht in ihrer Arbeit nachlassen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollte. Und der Entschluß stand in ihr fest.

Ernst und Heinz, die bisher noch in die Dorfschule gegangen waren, sollten Anfang des nächsten Jahres nach Neustadt, der nächsten Stadt, übersiedeln, um dort das Gymnasium zu besuchen. Hellborn hatte gewünscht, dies möchte schon in diesem Jahre geschehen, doch Frau Werner fühlte sich, wie sie selbst sagte, ganz außer stande, schon jetzt eine Trennung von ihren Söhnen zu ertragen.

Von ihren Söhnen! Das war nun eigentlich nicht ganz richtig ausgedrückt, denn der Abschied würde ihr nur von einem schwer werden: von Heinz. Wie er in der qualvollsten Stunde seines Lebens mit ihr geweint hatte, so war er jetzt derjenige, dessen drolliges Wesen sie erfrischte, sie erheiterte. Er verstand so allerliebst zu plaudern, wußte so hell zu lachen, ja, seine kindliche, harmlose Fröhlichkeit, die von Ernsts schwerfälligem Wesen so angenehm abstach, war Frau Werner bei ihrer mühevollen Arbeit eine wirkliche Herzenserquickung. Es war ihr daher ein wahrer Trost, daß Pastor Grosse eingewilligt hatte, den Kindern Privatunterricht zu erteilen, damit sie von ihren Altersklassen in der Stadt nicht gar zu sehr überflügelt würden.

Im Pastorhause ertönte die Klingel.

Die kleine Anne-Marie Grosse warf den braunen Zopf in den Nacken, strich das Schürzchen über dem dunkeln Kleide glatt und trat dann in das Arbeitszimmer ihres Vaters, in dem ein bläulicher Tabaksdunst schwebte.

„Vater, draußen stehen zwei Jungen, die zu Dir wollen,“ sagte sie mit ihrem feinen Stimmchen.



„Bravo, Nimrod!“ Nach dem Gemälde von C. F. Deiker. (Mit Text.)

Pastor Grosse, in seinem Aeußern gänzlich der Typus des deutschen Gelehrten, war groß, hager; das kurzsichtige Auge schien mehr nach innen als nach außen zu blicken. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Botanik, hatte sich mit einigen, in das Gebiet schlagenden Aufsätzen in fachwissenschaftlichen Kreisen bereits einen geachteten Namen gemacht, und böse Zungen behaupteten, für seine Blumen interessiere er sich mehr, als für seine Beichtkinder.

Er sammelte jetzt Material für ein Werk, das die Blumenzwiebeln und Tulpen behandeln sollte; nicht allein auf dem Schreibtisch, auch auf dem Fußboden türmten sich die Bücher und Schriften.

Dabei war er so in die Arbeit vertieft, daß ihm sein Töchterchen ihre Mitteilung wiederholen mußte, ehe er sie auffing.

„Hm, hm! Ja, ja! Es sind die kleinen Werners!“ meinte er, die Brille auf die Stirn schiebend. Er sah nach der Uhr. „Erst dreiviertel auf elf. Führe die Kinder ins Wohnzimmer!“ sagte er, in-

dem er mit der rechten Hand nach der Feder, mit der linken nach einem bestaubten Folianten griff, um sich eine Notiz zu machen.

„Der Vater hat zu thun; ihr seid eine ganze Viertelstunde zu früh gekommen,“ sagte das kleine, etwa siebenjährige Mädchen, indem sie die Knaben in das Wohnzimmer leitete, direkt zu der großen Stutzuhr auf der Kommode.

Ernst konstatierte sofort die Richtigkeit dieser Bemerkung, während Heinz Umschau über das Ganze hielt.

In der Mitte der Wand stand ein rotes Plüschsofa, dessen Messingnägel wie Gold glänzten; darüber auf einer Marmorkonsole erhob sich die Statuette des Thorwaldsen'schen Christus. Die Kupferstiche an der Wand fielen dem Knaben nicht weiter auf, dessen Auge jedoch fast geblendet wurde durch ein Oelbild in breitem, goldenem Rahmen. Es stellte ein überaus reizendes, junges Mädchen in hellem Sommerkleide dar, das mit großen, braunen, lachenden Augen so verwundert herniederschaute, als staune es selbst über seine Umgebung und die Einfachheit des ländlichen Pfarrhauses.

7. Massieren der Stirn.

„Das ist ein hübsches Bild,“ sagte der leichtempfängliche Heinz.

Das Mädchen nickte.

„Gelt, das gefällt Dir auch? Ja, das ist mein Mütterchen, die in diesem Winter gestorben ist!“

„Mein Vater starb auch,“ meinte Heinz, „doch das ist schon länger her.“

„Fast ein Jahr,“ sagte Ernst. Dann wandte er sich an die Kleine: „Ich habe Dich ja noch gar nicht gesehen, wo warst Du denn bis jetzt?“

„Ich? Nun, ich war bei meiner Mutter, die war krank. Und wir wohnten in einem hüschen, mit Rosen umzogenen Hause am blauen Wasser, das war der Genfer See. Und wo wir auch waren, überall sahen wir Berge, die waren so hoch, ach, wie ihr euch hier gar nicht denken könnt, — die waren höher als der Himmel!“ sagte sie, bemüht, mit recht kräftigen Farben zu malen.

„Ach, Unsinn,“ entgegnete Ernst sehr ruhig, „so etwas giebt es gar nicht!“

„Nicht? Nun, ich muß das doch besser wissen als Du, der doch überhaupt noch keine Berge kennt!“ sagte Anne-Marie sehr von oben herab.

„Und nun wirst Du für immer hier bleiben?“ fragte Heinz, der das kleine Mädchen, das schon so viel gesehen hatte, wie ein höheres Wesen anstaunte.

„Freilich! Als die Mutter gestorben war, durfte ich den Vater nicht begleiten; ich mußte warten, bis es hier Sommer wurde. Dann reiste ich, obgleich ich viel lieber an dem blauen Wasser geblieben wäre.“

„Das glaube ich!“ rief Heinz, der dann altklug hinzusetzte: „Weißt Du, Anne-Marie, es ist zu thöricht, daß man immer das thun muß, was einem nicht gefällt!“

Jetzt schlug es gerade elf Uhr, und der pünktliche Ernst raffte seine Bücher zusammen. Anne-Marie reichte beiden die Hand, aber sie sagte doch nur zu Heinz: „Du kannst mich bald wieder besuchen, die Erdbeeren im Garten sind reif und ich habe auch eine Schaukel!“

Der hübsche Heinz hatte ihr von vornherein weit besser gefallen als Ernst.

Pastor Grosse hatte auf einer früheren Pfarre eine entfernte, unvermögende Verwandte seines Patrons geheiratet. Das junge Mädchen, das auf die Gnade reicher Verwandten angewiesen war, hatte sich nach einem eigenen Heim gesehnt, und er, der ältere Mann, dem Bücher größeres Interesse einflößten als jedes weibliche Wesen, hatte trotz aller Zerstreutheit bemerkt, wie not eine ordnende Frauenhand seinem Haushalte that. Die verschiedenen Charaktere hatten jedoch kaum Zeit gefunden, sich ineinander einzuleben, da hatten sich bei Frau Grosse nach einer starken Erkältung Spuren eines Lungenleidens gezeigt, die sie zwangen, fern von der Heimat Genesung zu suchen. Sie lebte einige Jahre in Montreux und hoffte so lange auf ihre künftige Genesung, bis sie auf dem Sterbette lag.

Als ihr Gatte kam, den eine Depesche aus Kremzin an das Sterbelager gerufen hatte, übergab sie ihm das Kind mit den Worten: „Denke manchmal an sie!“

Der gute Pastor hatte aber immer so viel zu thun, daß er seine Gedanken unmöglich auf ein kindisches, kleines Mädchen richten konnte. Nach längerem Nachdenken und vielen Seufzern entschloß er sich daher endlich, eine Erzieherin ins Haus zu nehmen. Und wenn er diese zu Zeiten fragte, ob Anne-Marie schon lesen könne, so glaubte er seine Vaterpflichten vollständig erfüllt zu haben.

Heinz vergaß die in Aussicht gestellten Erdbeeren und die Schaukel nicht, und eines Nachmittags erschien er im Pfarrhause. Er trug ein blaues Matrosenkostüm, hatte das Mützchen mit den langen Bändern ein wenig keck hintenüber aufs blonde Kraushaar gedrückt und strahlte vor Vergnügen, als er von Anne-Marie freudig willkommen geheißen wurde.

Er that zuerst noch ein wenig schüchtern vor Anne-Maries Erzieherin, doch seine Befangenheit schwand, als er dann mit dem kleinen Mädchen allein durch den großen Garten tollen durfte. Trotzdem er hier immer hübsch auf den Wegen bleiben mußte und nicht über die Blumenbeete des Herrn Pastors springen durfte, die mit unendlicher Sorgfalt gehütet wurden, gefiel es ihm doch außerordentlich gut in dem großen Garten. Auch Anne-Marie war sehr zufrieden mit ihrem um zwei Jahre älteren Spielgefährten, der sehr andächtig zuhörte, wenn sie ihm von ihren Erlebnissen in der Schweiz erzählte. Sie lud ihn daher dringend ein, bald wiederzukommen, und stellte auch ihren Besuch auf dem Gutshofe in Aussicht.

Heinz machte sich endlich, gesättigt von den Erdbeeren, auf den Heimweg. Ein schmaler Pfad lief durch eine Wiese dem Hofe zu, der vielleicht zehn Minuten von dem Dorfe entfernt lag.

Je mehr er sich jedoch der Wohnung näherte, desto zaghafter ward ihm zu Mute.

Wenn seine Mutter ihn jetzt sähe!

Trotz ihres ausdrücklichen Verbots hatte er den neuen Anzug angelegt, auf den, als direkte Strafe für sein Vergehen, häßliche rote Flecke gekommen waren. Pfeilschnell schoß Heinz über den zum Glück menschenleeren Hof, stürmte ins Haus und flog die Treppe hinauf ins Erkerzimmer, das die Arbeitsstube der Knaben war. Ernst saß am Tische und schrieb an einem lateinischen Exercitium. Der Unfall des Bruders erweckte jedoch seine vollste Teilnahme. Er ließ sich das Jäckchen geben und rieb behutsam an den Flecken, die auch allmählich verblaßten.

Entzückt erzählte Heinz vom Nachmittage, von dem hübschen Garten und dem freundlichen, kleinen Mädchen.

Ernst hörte still zu. Sein Haar krauste sich nicht in Locken, wie bei Heinz, seine Augen besaßen nicht den strahlenden Glanz, und sein Gesicht von blasser, ja fast fahler Farbe war nicht so fein und regelmäßig geschnitten, wie das des jüngeren Bruders. Er war am Nachmittage Heinz gefolgt, hatte am Zaun gestanden, der das Gehöft des Pfarrhauses umschloß und von dort aus die lachenden Stimmen gehört und die hübsch angestrichene Schaukel fliegen sehen. Ach, und wie brennend gern hätte er darauf gestanden! Er hatte schüchtern versucht, sich bemerkbar zu machen, da aber niemand auf ihn achtete, war er endlich betrübt nach Hause geschlichen.

Heinz war derjenige von beiden, der von allen Menschen bevorzugt ward. Kam Besuch, wurde der hübsche Junge bewundert, empfing Süßigkeiten und Schmeicheleien. Ernst stand ihm immer — und neidlos nach.

Zum erstenmal hatte ihn heute eine Ahnung von der Ungerechtigkeit des Schicksals überkommen. Und wenn auch das Schicksal nur eine Schaukel ist, die Erkenntnis war darum doch nicht minder bitter.

3.

Graf Steinbeck, den wir bei dem Begräbnis in Kremzin kennen gelernt haben, hatte im vornehmsten Teile Berlins eine prachtvolle Wohnung inne, verkehrte nur in der ersten Gesellschaft und lebte überhaupt auf großem Fuße.


8. Augenmassage.

Die ausgedehnte Herrschaft, die er besaß, war nicht sehr einträglich; er wollte jedoch in äußerer Beziehung hinter keinem seiner wohlhabenden Standesgenossen zurückstehen, und die natürliche Folge dieses Mißverhältnisses war, daß die Güter mit Schulden belastet wurden.

Die Gräfin, die in ihrer Jugend Hofdame in einem kleinen Fürstenschlosse gewesen war, hatte in die Ehe eigentlich nicht viel mehr als eine neunzinkige Krone, sechzehn Ahnen und ein großes Photographiealbum mitgebracht, in dem die Bilder all jener hohen und allerhöchsten Herrschaften steckten, denen sie vorgestellt worden war. Sie prahlte nicht, dazu war sie zu vornehm, aber sie sprach doch gern von ihren vornehmen Bekanntschaften, mit denen sie, soviel

es anging, in Verkehr blieb, — nicht ihret-, sondern ihres einzigen Sohnes wegen. Leo, der jetzt noch den Kadettenrock trug, sollte dermaleinst sein Glück in der großen Welt machen. Eleonore war eine sehr lebhafte Natur und war, da sie sich einbildete, auch musikalisch zu sein, in alle möglichen Vereine eingetreten, die der Wohlthätigkeit und der Kunst zugleich dienten. Sie interessierte sich für angehende Künstler und ließ sich, wenn angerufen, gern herbei, die Jünger der heiligen Cäcilie mit ihrer Huld und ihrer Protektion zu beglücken.

Jetzt saß das gräfliche Paar beim ersten Frühstück. Der Diener im braunen Sammethabit mit silbernen Knöpfen, auf denen das Wappen der Herrschaft paradierte, verließ soeben, nachdem er die eingelaufenen Briefe auf vergoldetem Präsentierbrett hereingetragen hatte, geräuschlos das mit einem Smyrnateppich ausgeschlagene Zimmer.



9. Das Auge wird strahlenförmig massiert.

Graf Steinbeck, in einem etwas abgetragenen, bequemen Schlafrock, — ihm ging die Bequemlichkeit über die Eleganz, — schob die Tasse Thee beiseite und öffnete verstohlen gähnend die Briefe. Nachdem er jedoch das letzte Schreiben erbrochen hatte, verdunkelten sich plötzlich seine Mienen. Er biß sich ärgerlich auf die Lippen und malträtierte dabei seinen schönen, blonden Bart, der in dessen schon stark ins Graue hinüberspielte.

Die Gräfin, in einem Morgenkleid aus braunrotem Seidenplüsch, die ihrer zierlichen Figur vortrefflich stand, las ebenfalls Briefe. Sie waren ihr jedoch nicht, wie dem Gatten, uninteressant, oder gar ärgerlich, im Gegenteil, ihr hübsches, brünettes Gesicht verklärte sich förmlich, während sie das schwere, goldrandige Velinpapier in der Hand hielt.

„Denke Dir," rief sie, „Frau von Hohenstein kommt auf ein Vierteljahr nach Berlin. Die kleine Helma hustet ein wenig und soll unter Aufsicht des Specialarztes stehen. Die Gute — sie ist so ängstlich mit ihrem einzigen Kinde — bittet mich nun brieflich, ihr sofort eine hübsche, möblierte Wohnung zu suchen. Gouvernante und Jungfer bringt sie natürlich mit."

„So!" sagte der Gatte phlegmatisch, ohne von seinem Brief aufzublicken. „Nun, wirst Du daraufhin natürlich Hunderte von Wohnungen ansehen und zwei Nächte schlaflos zubringen, weil Du doch nur eine einzige mieten kannst."

„Aber ich bitte Dich!" rief Frau Eleonore. „Natürlich wird meine Freundin bei mir wohnen, das ist doch selbstverständlich, da wir solch großes Quartier haben. Ich richte den Musiksaal und das allerliebste Eckstübchen als Salon und Wohnzimmer her, das Fremdenzimmer wird Schlafzimmer. Die Jungfer kommt zu meinem Mädchen. Auch für die Gouvernante wird sich schon Platz finden. Laß mich nur machen, lieber Adalbert!"

Der „liebe Adalbert" sah über die in Aussicht stehende Vermehrung seines Hausstandes noch um einen Schein verdrießlicher aus.

„Du weißt, wie verwöhnt Frau von Hohenstein in jeder Beziehung ist und welche übertriebene Anforderungen sie z. B. an die Dienerschaft zu stellen pflegt," erwiderte er. „In Berlin aber giebt es keine Dienstboten mehr, die sich alles gefallen lassen, zur Not auch einen Schlag aus schöner Hand!"

„Mein Himmel, sie ist eine Polin!" verteidigte die Gräfin ihre schlagfertige Freundin. „Ich begreife nicht, wie man so ungastlich sein kann, Adalbert," fuhr sie fort. „Frau von Hohenstein ist meine liebste Freundin! Doch ganz abgesehen von Jugenderinnerungen, ich wünsche mit ihr nicht nur in guten, sondern auch in intimen Beziehungen zu bleiben. Sie ist mehrfache Millionärin und hat nur eine einzige Tochter!"

Sie legte einen besonderen Nachdruck auf die Millionärin. Es war nicht zu mißdeuten, welche Pläne sie an diese Beziehungen für die Zukunft knüpfte, — Pläne, denen gegenüber einzig der Besitz, der Reichtum für sie in die Wage fiel, während es sich dabei um Herzen handelte, — um zwei Menschenherzen!

Der Graf schien der lebhaften Art und Weise seiner Gattin gegenüber doppelt eine kühle Zurückhaltung markieren zu wollen.

„Bedenke, daß Leo sowohl wie Helma noch Kinder sind," bemerkte er sehr trocken, indem er sich eine Cigarre anzündete.

„Aber die Jahre vergehen und aus den Kindern werden Leute," entgegnete die Gräfin.

Diesem Satze war nicht zu widersprechen. Graf Adalbert zuckte nur ungeduldig die Achseln.

„Apropos, Du sprichst von unserer großen Wohnung. Wäre es Dir wohl recht, wenn wir den Mietskontrakt nicht erneuerten, sondern ein kleineres Quartier suchten? Ein Musiksaal ist z. B. ganz überflüssig. Dir genügt der Flügel in Deinem Zimmer, und ich? Nun, ich habe nie Hehl daraus gemacht, daß ich in der Götterdämmerung selbst gedämmert habe. „Also —"

„Wir sollen umziehen? Ich bitte Dich!" unterbrach sie ihn. „Die Gräfin Sternfeld, die so allerliebste Privatkonzerte arrangiert, ist immer so entzückt von unseren Räumlichkeiten. Ich muß gestehen, es wäre mir peinlich, wenn ich mich ihr in dieser Weise nicht mehr verpflichten könnte."

„Was in aller Welt geht mich die Gräfin Sternfeld an!" knurrte der Graf.

„Aber ihr Mann ist beim Generalstabe und beide nehmen solch Interesse an unserm Leo. Ich muß ihnen den Jungen in den Ferien mindestens einmal zuschicken."

Der Graf trommelte nervös mit den Fingern auf den Tisch; die Sevres-Porzellantassen klirrten.

„Hohenstein, Sternfeld — Sternfeld, Hohenstein — ich kenne das Thema nun schon zur Genüge!" rief er. „Es ist Deine Schwäche, Zukunftspläne zu schmieden. Aber wir müssen uns wirklich einschränken. Sei so gut und lies diesen Brief."

Dabei reichte er ihr ein umfangreiches Schreiben über den Tisch. Sie las es, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Auch ich bin dieses Thema gewöhnt," sagte sie, das Schreiben ruhig zusammenfaltend. „Es ist immer dasselbe, schlechte Ernten, viele Ausgaben, wenig Einnahmen und so weiter. Der Brief ist von Deinem Verwalter. Mein Himmel, wann hätte der Mann nicht geklagt! Wenn die Zinsen nun nicht aus der Ernte gedeckt werden können, wie er Dir hier vier Seiten lang auseinandersetzt, so nimm doch eine neue Hypothek auf. Damit wäre die Sache sehr einfach erledigt!"

Er seufzte. „Steinbeck ist schon vielfach belastet. Bei den letzten Hypotheken sind die Prozente sogar stark in die Höhe gegangen."

„Ja, ja, ich weiß. Aber Steinbeck hat einen herrlichen Forst. Es muß Dir doch ein Leichtes sein, die Summe aus dem Holz zu nehmen."

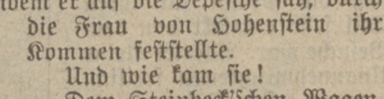
„Ein Leichtes! Prosit Mahlzeit!" rief der Graf unwirsch. „Ich bin nicht allein mit Grund und Boden, ich bin auch mit dem Walde meinen Gläubigern haftbar. Wenn ich also statt des vereinbarten Abschlags nun so und so viel Morgen mehr herunterholzen lassen will, muß ich es meinen Gläubigern erst melden; das giebt Aerger und endlose Schreibereien."

„Du siehst also, wie gut es ist, wenn ich für Leos Zukunft sorge!" erwiderte die Gräfin.

Sie eilte mit diesen Worten in ihr Boudoir, ließ sich vor ihrem Schreibtisch nieder und schrieb auf ein veilchenduftendes Billet eine zärtlich-dringende Einladung an die Baronin Hohenstein.

„Es ist Zeit, daß man sich einschränkt," hatte der Graf zuweilen und nicht allein an diesem Morgen gesagt. Der Versuch jedoch, diesem Ausspruch Nachdruck zu verleihen, war stets gescheitert, — doch nicht am Widerspruch seiner Gattin allein. Er gestand sich allerdings zu Zeiten ein, daß er über seine Verhältnisse lebe, schob aber den Zeitpunkt, wo er anfangen wollte, sich einzuschränken, immer wieder hinaus, da seiner phlegmatischen Natur jede Veränderung zuwider war. Im Grunde genommen konnte er sich auch ein Leben ohne Rennpferde, Leibjäger und ähnliche Sachen, die das Leben angenehm und bequem machen, gar nicht denken.

„Vorläufig haben wir einmal die Wohnung, alles übrige wird sich finden," meinte der Graf, indem er auf die Depesche sah, durch die Frau von Hohenstein ihr Kommen feststellte.





10. Halsmassage.

Und wie kam sie!

Dem Steinbeck'schen Wagen, der zur Station geschickt worden war — natürlich folgte eine Gepäckdroschke — entrollte ein wirres Durcheinander von Menschen, Pelzen, Decken und Fußsäcken.

Dann erstand aus einer eleganten Pelzhülle Frau von Hohenstein, eine üppige Schönheit mit einem pikanten Stumpfnäschen, sie umarmte die Gräfin unter tausend Freundschaftsbeteuerungen, zerdrückte bei der Mitteilung, daß ihr Kind unter ärztlicher Behandlung stehen müsse, einige Thränen und erzählte darauf, wie sehr sie sich freue, das großstädtische Theater und vielleicht — aber allerdings nur vielleicht — einen Subskriptionsball zu besuchen. Dann reichte sie ihrem Wirte mit einem Kompliment über sein gutes Aussehen die Hand.

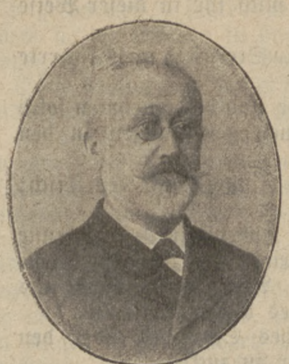
„Lieber Graf, Sie haben mich nicht gern aufgenommen, doch um so höher rechne ich Ihnen Ihre Gastfreundschaft an!" rief sie, jede Einwendung seinerseits von vornherein abschneidend.

Der Graf lachte.

„Sind Sie unter die Gedankenleser gegangen, meine Gnädigste?"

„Mein Himmel, nein! Ich kenne nur die Menschen, wie auch Sie, mein Bester. Sie lassen sich nicht gern aus Ihrer Bequemlichkeit bringen. Ach, meine Boa!"

Der letzte Ausruf galt dem kostbaren Gegenstande aus schwarzen Straußenfedern, den die Baronin plötzlich vermißte. Ein allgemeines Suchen entstand. „Sie liegt vielleicht noch in der Equipage!"



Franz Graf v. Ballestrem, Präsident.

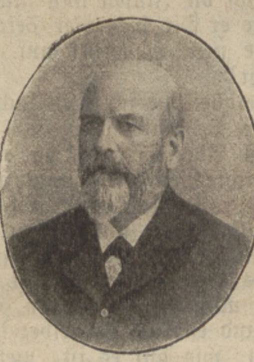
Ein guter Gedanke. — Die Baronin schickte die Jungfer eiligst zum Wagen hinunter, bat die Gouvernante, ebenfalls Nachsuchung zu halten, zog dann Helma aus einem Winkelchen hervor und rief, indem sie der Kleinen das Mäntelchen abnahm: „Liebste Eleonore, ich habe nun zwei Leute um mich und Du siehst, welcher Verlaß auf sie ist; sie lassen das arme Kind mit den Wintersachen stundenlang in der heißen Stube stehen!"

Nun fand sich die Boa plötzlich auf einem Stuhl vor; der Diener jagte hinunter, um die Suchenden zu benachrichtigen, und Frau von Hohenstein ward in ihre Zimmer geführt, wo sie mit den Worten: „Ich fürchte, wir werden Dir große Unruhe machen, beste Eleonore," auf das Sofa sank.

Diese Prophezeiung ging vollständig in Erfüllung. Aerzte, Theater, Bälle, Modemagazine, das waren so vier Schlagwörter, die an jedem Tage neue Varianten erfuhren und dadurch den der ganze, vornehm ruhige Haushalt auf den Kopf gestellt wurde. Und als endlich der Arzt Helma gesund erklärte, da war es sehr fraglich, wer sich mehr darüber freute, ihre Mutter, — denn auf ihre Weise war Frau von Hohenstein wirklich eine gute Mutter, — oder der phlegmatische Graf, dem mit dieser Nachricht zugleich die Abreise der Gäste mitgeteilt wurde. Mit einem Seufzer wirklicher Erleichterung sah er sie scheiden. Ihrer lieben Eleonore aber hatte Frau von Hohenstein so viel Komplimente über das Aussehen und die Manieren ihres Leo gemacht, hatte im Anschluß daran einzelne, vertrauliche Aeußerungen über die Zukunft Helmas fallen lassen, daß die Gräfin für ihren Teil sehr entzückt von dem Besuche war. Allerlei kleine Unannehmlichkeiten freilich, wozu in erster Linie auch die zu rechnen war, daß die besten Dienstboten, der ewigen Hetzereien Frau von Hohensteins müde, den Dienst verlassen hatten, mußte sie dafür in den Kauf nehmen.



Arnold v. Frege-Weltzien, 1. Vicepräsident.



Otto Büsing, 2. Vicepräsident.

Das Präsidium des deutschen Reichstags. (Mit Text.)

Soeben trat der neue, ungeschulte Diener mit der Meldung in ihr Boudoir: Herr von Römer befände sich im Empfangszimmer und bäte um die Ehre, die Frau Gräfin zu sprechen.

„Ein anderesmal fragen Sie gefälligst erst an, ob ich überhaupt empfangen will," herrschte sie den Diener an, verstimmt über dessen ungeschicktes Benehmen.

„Ich komme, um mich zu verabschieden, Frau Gräfin!" Mit diesen Worten erhob sich im Salon ein junger Mann, dessen scharfgeschnittenes Gesicht lange, dunkle Haarsträhne umrahmten. — Römer, ein junger Musiker, der, bis seine Werke Bewunderer und Käufer fanden, Gesangstunden gab, um sein täglich Brot zu verdienen, hatte während der letzten Jahre in den von der Gräfin Sternfeld arrangierten Konzerten die Chorgesänge geleitet.

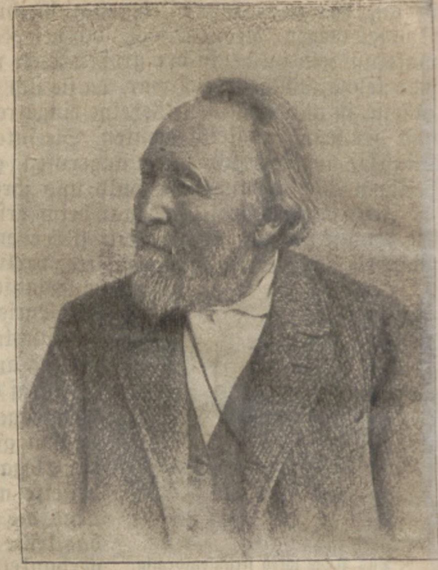
„Sie gehen von hier fort?" fragte die Gräfin ein wenig bestürzt.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß man dem jungen Manne für alle Gefälligkeiten nur mit leeren Versprechungen gedankt hatte, ja, sie hatte ihm nicht einmal Schüler zugeführt.

„Das Gymnasium in Neustadt hat mich zu seinem Gesangslehrer ernannt," erwiderte der junge Mann, mit den Quasten der Tischdecke spielend, „zugleich soll ich den dortigen musikalischen Vereinleiten."

„Da gratuliere ich herzlich, lieber Römer," meinte die Dame, der bei diesen Worten förmlich ein Stein vom Herzen fiel. „Sie haben alles allein sich und Ihren Verdiensten zu danken?"

(Fortsetzung folgt.)



Adolf Pichler, der Sänger Tirols †. (Mit Text.)

Eine unheimliche Nacht.

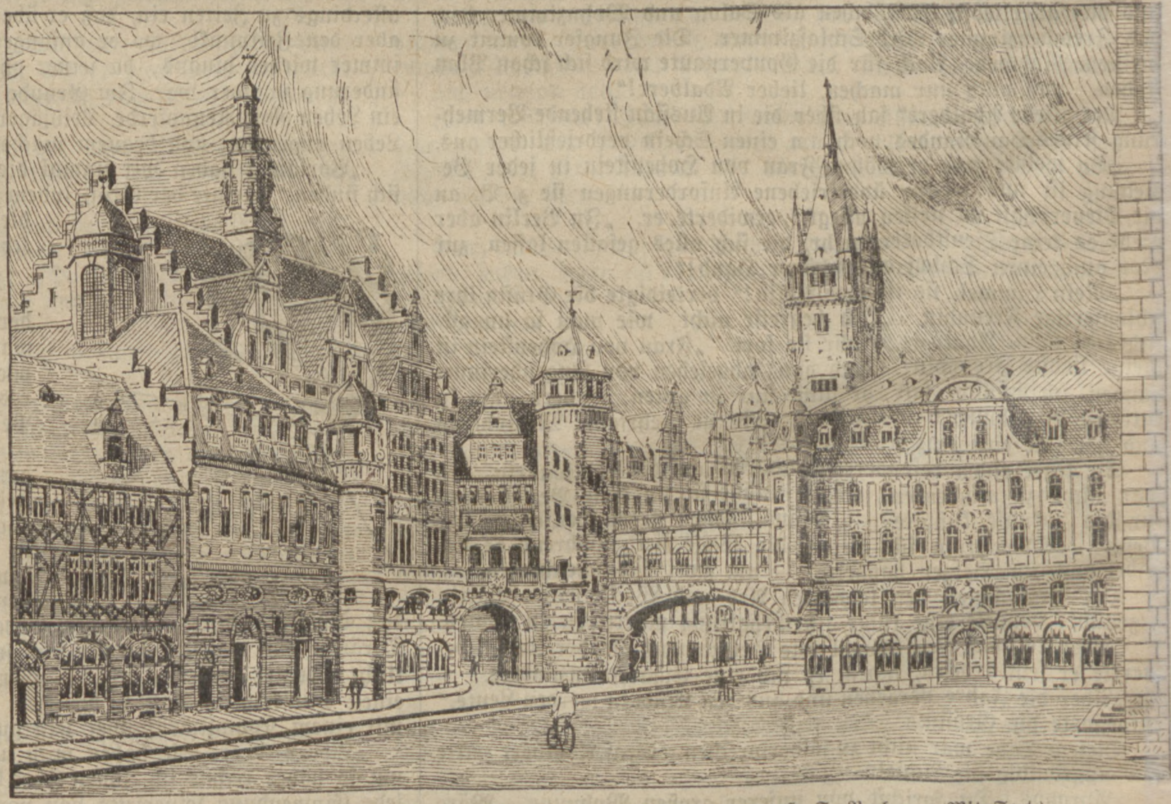
Harmlose Plauderei von Arthur Eugen Simson.

(Nachdruck verboten.)

Ich war aus einer heiteren Gesellschaft nach Hause gekommen, kreuzfidel und aller Sorgen ledig, wie man eben vom Weine, resp. der Kneipe, zu kommen pflegt. Die fünfmalhunderttausend Teufel des Champagners saßen in meinem Hirnschädel, als hätten sie den Mietzins auf ein Jahr pränumerando gezahlt.

Wie ich meine Wohnung gefunden?

Ich wußte mir keine Rechenschaft darüber zu geben. Aber gefunden hatte ich sie, das bewies mir der Hausschlüssel, der sich hartnäckig dagegen sträubte, verkehrt ins Schlüsselloch zu gehen; das bewiesen mir die Treppen, die sich noch nie so schlüpfrig benommen, das bewies mir der Stiefelknecht, auf dessen hölzernem Rücken ich unwillkürlich den Pendel der Wanduhr nachäffte und — —



Das neue Rathaus in Frankfurt a. M. Nach einer Zeichnung von H. S. Rehm. (Mit Text.)

„Halt! ... Wer da? ... Was ist das? ... Mein Herr, wie kamen Sie hierher? ... Ich frage Sie, was Sie wollen? Haben

Sie gehört? Keine Antwort! Ich werde Hilfe rufen, die Polizei allarmieren." Ich kam nicht dazu, die Drohung auszuführen.



Winterstimmung. *Nach dem Bilde von C. Heinrich.*

Die Gestalt regte sich, sie tauchte langsam hinter meinem Schreibtisch empor und schlich leise zu mir heran.

„Handeln Sie nicht unüberlegt!" sprach sie. „Ich habe Sie hier erwartet. Ich habe mit Ihnen zu reden. Ich bin nämlich der, der die sieben Briefe an Sie geschrieben ... Sie haben es nicht für nötig befunden, auch nur einen einzigen zu beantworten. —

Nicht einmal im Briefkasten! Das ist eine Ungezogenheit sondergleichen. Meine Briefe werden sonst von jedermann beantwortet, und das stets mit besonderer Hochachtung, bloß Sie —"

Das Gesicht des Mannes erfüllte mich mit Grauen. Seine Augen rollten drohend im Kopfe umher. Ich rang eben nach Fassung, um ihn zu beschwichtigen, ich wollte mich entschuldigen, ihm sagen, wie ich vor Arbeitslast noch nicht dazu gekommen, ihm alle seine Fragen zu beantworten, wie es einem Redakteur oder Schriftsteller geradezu unmöglich sei, jedem der täglich hundertfach einlaufenden Briefe eine schriftliche Antwort zu widmen. Allein das Wort erstarb mir auf den Lippen, denn eine andere schreckliche Erscheinung drängte sich zwischen mich und ihn, ein bleiches und abgezehrtes Gesicht, ein Bild des Erbarmens. O, ich kannte dieses Gesicht nur zu wohl. Wochenlang war es täglicher Gast in meinem Bureau gewesen. Ich hatte dem Menschen schließlich gar keinen Stuhl mehr angeboten, weil er in der Regel das Aufstehen vergaß.


11. Rückenmassage.

„Mein Herr Redakteur," begann er jetzt mit einem Ton der Stimme, der mir durch Mark und Bein ging, „ich will es nicht sein, der das Gewicht Ihrer Schuld verdoppelt, obwohl ich volle Veranlassung dazu hätte. Aber erfahren müssen Sie wenigstens, was Sie angerichtet haben: Sie haben mir durch Ihre Herzlosigkeit ein glänzendes Engagement vereitelt. Kennen Sie mich? Nein! Sie haben es nicht für nötig befunden, sich um meine Leistungen zu kümmern, obwohl ich Ihnen mehr als einmal meine Aufwartung gemacht habe. Ich bin der Schauspieler Schreier, der Abgott des Kieritscher Sommertheaters — ohne mich selber loben zu wollen, darf ich das von mir sagen. Ich ließ Sie neulich ersuchen, eine Recension aus dem Kieritscher Wochenblatt, „sapienti sat" unterzeichnet, abzudrucken, worin die gerechte Würdigung meines Mephisto enthalten war. Es hing alles davon ab — Sie wußten das, warum haben Sie mir den Triumph nicht gegönnt?"

„Mein Herr", erwiderte ich, „die Konsequenz erfordert —"

„Konsequenz?" unterbrach mich der Bleiche mit schneidendem Hohngelächter. Ja, ja, man kennt diese Konsequenzen! Nun, die Nemesis wird Sie ereilen. Das Schwert des Damokles schwebt über Ihrem Haupte. Sie schreiben selbst Theaterstücke — was ich zu Ihrem Verderben beitragen kann, soll endlich geschehen! ..."

„Ganz mein Fall!" rief jetzt eine dritte Stimme aus dem Hintergrunde. „Ich warte nur, bis Ihr neuestes Opus in die Journale sowie auf die Bretter kommt, um Ihnen zu zeigen, daß ich Beleidigungen, daß ich unverdiente Zurücksetzungen nicht vergesse. Ich bin sonst ein gutmütiger Mensch. Aber Sie verdienen kein Erbarmen! Vor einem Jahre offerierte ich Ihnen eine geistvolle Novelle für Ihr Blatt. Sie sandten sie mir zurück. Darauf bot ich mich als Recensent an, abermals abgewiesen und mit was für dummen, höflich sein sollenden Redensarten! Wenn Sie nur wenigstens den Mut hätten, rund herauszusagen: bleib mir vom Hals! Dein Geschreibsel ist mir zuwider. Nein, verbindliche, nichtssagende Redensarten! Nun, ich werde mir noch überlegen, wie ich mich räche. Ich korrespondiere über das hiesige Theater in dem neuen „Bühnenkanonier" — das Weitere wird sich finden!"

„Gerechter Gott!" preßte ich hervor, „ein förmliches Komplott! Und dies alles hier in meinem Zimmer! Wer hat diese Strolche hier hereingelassen?" Doch ich hatte keine Zeit, dieser Frage nachzuhängen.

Noch hatte der beleidigte Theaterkritiker kaum den Mund geschlossen, als ein neuer sich öffnete, indem zugleich ein furchtbarer Knebelbart hinter der Fenstergardine hervordrohte.

„Sie sind der elendeste Wicht, den ich kenne!" brummte es. „Stark ausgedrückt zwar, aber so ist es. Ich wäre längst ein berühmter Mann, wenn Sie nicht Schriftsteller und Redakteur wären. Meine besten Gedanken verwirft Ihr neidischer Rotstift, meine genialsten Aussprüche zerstückelt Ihre verfluchte Schere!"

„Um Gotteswillen — auch der noch!" seufzte ich. „Ein alter Amtswachtmeister aus Löwenberg, der als Jüngling von fünfundvierzig Jahren noch in lyrischen Ergüssen sündigt und diese gereimten Allotria um jeden Preis gedruckt sehen will! Ich habe noch zwei Mondscheinserenaden à la Mathisson und zehn Sonette „An die Spröde" von ihm — jetzt wird er kommen und mich ..."

Doch der Schreckliche schien sich eines Besseren zu besinnen, denn eben nahm er in Gesellschaft des empörten Schauspielers seinen Rückzug.

„Dem Himmel sei Dank!" rief ich aus vollem Herzen.

Leider zu früh gejubelt!

Eine weibliche Gestalt tauchte vor meinen Blicken auf, eine lange, hagere Figur mit spitzer, rötlich angehauchter Nase, einer altmodischen Haube auf dem Kopfe, einer riesigen Schwanenfeder hinter dem Ohr und unter dem einen Arm — gerechter Gott! — ein ganzes Bündel Manuskripte.

„Jetzt habe ich Sie, Sie, Sie! — Ja, wie sage ich nur gleich, um die Gefühle meines Herzens in einem einzigen Worte auszudrücken? ..." Mit dieser Anrede rückte mir die alte Schöne auf den Hals, daß mir der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirne perlte.

„Hier sind die Manuskripte meiner letzten Romane, bloß neunhundertachtundsechzig Seiten!" fuhr die Jüngerin Apolls fort, „diese lesen Sie noch in dieser Nacht sorgfältig durch und wohlgemerkt: Sie notieren mir auf einem besonderen Blatt, was Sie etwa auszusetzen haben. Niemals wollten Sie dies bis jetzt thun, jetzt werde ich Sie dazu zwingen! Ich kann Sie dazu zwingen, ich habe Mittel in den Händen. Verstehen Sie, mein Herr Redakteur?"

Mit diesen Worten öffnete sie ihren Mund und fletschte mit den traurigen Resten einiger Zähne, während sie mir ins Ohr raunte: „Ich küsse Sie sonst zu tot — alle übrigen stehen mir bei!"

Es rieselte mir eiskalt über den Rücken. Geben Sie her, was Sie geschrieben", rief ich voll Grauen, „lieber lese ich mir die Augen aus dem Kopfe als —"

„Vorher habe ich noch das Wort!" erscholl es jetzt mit heiserer Stimme aus dem anderen Winkel des Zimmers. Ich folgte bebend vor Angst der Richtung mit meinen Augen und schauderte zusammen. Welch ein unheimliches Gesicht grinste mir da entgegen. Halb Mann, halb Weib, und eine Physiognomie, in welcher alle Leidenschaften grimmig durcheinander flammten.

Dieses Gespenst rückte näher.

„Kennen Sie mich?" schrie es mich an.

„Bedaure!" preßte ich durch die Zähne.

„Mein Name ist — Publikum!"

„Ein Wahnsinniger!" seufzte ich vor der unheimlichen Gestalt auf.

„Mein Name ist Publikum", wiederholte das schreckliche Gegenüber. „Das heißt, ich stehe als Deputierter sämtlicher Leser beiderlei Geschlechts hier, welche Sie täglich mit den Machwerken Ihres armseligen Kopfes zu unterhalten glauben. Ich habe Ihnen zu melden, daß kein einziger mit Ihnen zufrieden ist. Auch der Anspruchsloseste sieht seine Wünsche in Ihrem Blatte ungenügend erfüllt. Für den einen schreiben Sie zu seicht, für den anderen zu gelehrt, für diesen sind Sie zu freisinnig, für jenen zu engherzig, für die eine Partie zu extrem, für die andere zu farblos. Ich bin gekommen, um Abrechnung mit Ihnen zu halten ... Hier ist das Beschwerdebuch, das ich von Anbeginn Ihrer Amtsthätigkeit über Sie geführt habe!"

Er hob bei diesen Worten einen Folianten von riesenhaften Dimensionen empor und hielt ihn mir vor die Augen. Mit Grausen las ich den verräterischen Titel: „Sündenregister." Gleichzeitig bemerkte ich, wie alle die Gestalten, die mich vorhin geängstigt, jetzt wieder aus der Dunkelheit auftauchten und in corpore auf mich losschritten. Jeder drohte mit einer anderen Waffe. Hier ein geladenes Terzerol mit gespanntem Hahn, da ein spitzer Dolch, dort ein Bajonett und ein geschwungener Flintenkolben. Ja sogar die langen spitzen Fingernägel fehlten nicht, die mir die Augen auskratzen sollten. Ich wollte um Hilfe rufen, die Stimme versagte mir, fliehen konnte ich nicht; meine Füße waren wie gelähmt. Da stieg meine Verzweiflung aufs höchste.

„Nun denn, in des Teufels Namen, so mordet mich denn! So lange aber noch diese Faust sich regen kann, will ich mich wehren mit allen Leibeskräften!"


12. Bauchmassage (kreisrunde Streichungen).

Und mutig holte ich aus zum —

„Um Christi Jesu willen, was ist denn da geschehen?"

War das nicht eine zarte Frauenstimme, die diesen Ausruf des Schreckens that? War mir nicht der Ton dieser Stimme bekannt? Einen Augenblick mußte ich mich besinnen.

Ja, so war es. Die Stimme ließ sich von neuem vernehmen.

„Barmherziger Gott, er lebt, er ist nicht tot!" rief sie.

Und jetzt sah ich sie vor meinen Augen, vor meinen leibhaftigen Augen, ja es war keine Täuschung, meine alte Hauswirtin stand vor mir, händeringend, mit schreckensbleichem Gesichte unter der Purrhaube hervorleuchtend.

Und ich? — Errötend gesteh' ich Dir's, liebster Leser, ich fand mich ausgestreckt auf dem Boden meiner Arbeitsstube liegend.

Meine Umgebung belehrte mich, was geschehen. Der Stiefelknecht trug allein die Schuld. Als er mich zu Falle brachte, riß ich seinen Nachbar, den Papierkorb, um, diese Katakombe des verkannten geistigen Eigentums; sein tausendfältiger Inhalt ergoß sich um und über mich, Hunderte von Briefen und verschmähten Manuskripten zerstreuten sich und — die Geister der Gemordeten waren es gewesen, die da auferstanden waren und mir diese unheimliche Nacht bereitet hatten.

Pflege der Wintersaaten.

Die Wasserfurchen — überhaupt alle Entwässerungsanlagen — müssen stets so erhalten werden, daß das Wasser fortwährend gehörigen Abfluß hat, denn wo dasselbe auf den Saaten stehen bleibt oder die Ackerkrume zu sehr aufweicht, verschlämmt, verderben die Pflanzen oder gedeihen nicht gut. Nach jedem stärkeren Regen, namentlich aber bei eintretendem Tauwetter im Winter und Frühjahr, müssen die Felder darauf untersucht werden, ob sich irgendwo auf denselben oder in den Furchen Wasser angesammelt hat, und ist dasselbe immer sofort durch Oeffnen der Furchen oder Anlage von Abzugsgräben zum Abflusse zu bringen.

Ueberzieht sich der Schnee mit einer Eiskruste, so ersticken die Pflanzen unter ihm, wenn man die Kruste nicht bald bricht. Geschehen kann dies durch Ueberziehen des Schnees mit einer schweren Egge oder mit einem Exstirpator. Die Beine der Zugtiere sind hierbei durch Schneeschuhe oder durch Umwickeln mit Lappen gegen Beschädigungen zu schützen.

So lange der Boden weich ist, dürfen größere Tiere die Saaten nicht betreten. Beweidet man nasse Saatfelder, so treten die Tiere eine Menge junger Pflanzen in den Boden; in den Löchern aber, welche hierdurch entstehen, sammelt sich später Wasser an, hierdurch gehen viele Pflanzen verloren und die Saaten erhalten einen ungleichmäßigen Stand. Auch sind solche Trittlöcher Brutstätten für allerhand Unkrautpflanzen. Die Verdünnung zu dick stehender Saaten durch Eggen nehme man nur bei trockenem Wetter und trockenem Boden vor. Bei feuchtem Wetter oder auf nassem Boden werden durch Eggen leicht zu viele Pflanzen ausgerissen und das Feld durch die Zugtiere stark beschädigt.

Will man üppig stehende Saaten durch Schröpfen vor Lagern und Fäulnis schützen, so sei man bei dieser Arbeit vorsichtig; durch ein verkehrtes, unzeitiges oder rohes Schröpfen kann leicht die ganze Saat verdorben werden. Niemals darf das Schröpfen bei kalter oder nasser Witterung oder bei kalten, auszehrenden Winden vorgenommen werden. Auch darf das Schröpfen niemals so weit gehen, daß man das Herz der Pflanzen berührt oder demselben zu nahe kommt. Das Abweidenlassen der grünen Saaten sollte nur dort geschehen, wo eine zu üppige Entwickelung derselben zu befürchten ist. Es darf dabei nur bei gefrorenem Boden und nur so lange vorgenommen werden, als die Halm- oder Stoppelknoten sich noch unter der Erde befinden, die Pflanze also noch keine Halme zu entwickeln beginnt.

Ist im Frühjahr die Oberkrume noch winterhart oder verschlossen, so daß sie die atmosphärischen Einwirkungen absperrt, so sind die Saaten gründlich zu eggen; ein leichtes, oberflächliches Eggen bringt nicht die geringste Wirkung hervor. Werden bei diesem Eggen Pflanzen ausgerissen, so ist dies nicht von Bedeutung, weil die stehengebliebenen Pflanzen sich hierdurch um so besser bestocken und dadurch den Verlust reichlich ersetzen. Diese Arbeit muß möglichst zeitig und bei trockenem Boden vorgenommen werden. Sind die Wurzelstöcke im Frühjahr durch den Frost herausgehoben, und ist der Boden durch denselben sehr lose geworden, so muß eine schwere Walze anstatt der Egge in Anwendung gebracht werden. Je leichter der Boden, je wichtiger ist dies.

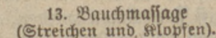
(Braunschweiger landw. Zeitung.)

Ueber Anwendung und Wirkung der Massage.

Von Dr. med. G. König. (Schluß.)

Für die Ausführung der allgemeinen Körpermassage giebt Reibmayr (Ischl-Wien) die folgenden Anweisungen: Die allgemeine Körpermassage beginnt, während der Patient im Bette liegt, zuerst an den Füßen; milde, aber fest erfaßt man die Haut, rollt sie leicht zwischen den Fingern und geht vorsichtig auf den ganzen Fuß über (Fig. 6). Dann werden die Zehen gebogen und nach jeder Richtung hin bewegt, demnächst mit Daumen und Fingern die kleinen Muskeln des Fußes noch mehr geknetet und die Gruppe der Interossei mit den Fingerspitzen zwischen den Knochen bearbeitet. Hierauf werden die Gesamtgebilde des Fußes mit beiden Händen ergriffen und ziemlich fest darüber hingerollt. Nun behandelt man die Knöchel in gleicher Weise, indem man alle Spalten zwischen den miteinander artikulierenden Knochen aufsucht und knetet, während das Gelenk selbst in jede mögliche Stellung versetzt wird. Schließlich wird das ganze Bein vorgenommen, zuerst die bloße Haut, dann durch Tieferfassen das Unterhautzellengewebe und zuletzt durch häufiges, noch tieferes Packen die großen Muskelmassen, die zu diesem Zweck in den Zustand möglichster Entspannung gebracht werden. Der Griff in die Muskeln muß kräftig und fest sein. Bei den großen Muskeln der Waden, des Oberschenkels und des Oberarmes, wo die Muskeln gleichsam um den Knochen herumgeflochten sind, müssen beide Hände zugleich in Aktion treten, dergestalt, daß sie sich abwechselnd auf den Muskeln zusammenziehen. Bei der Behandlung der festen Muskeln auf der Vorderseite des Beines müssen die Finger oder die beiden Daumen den Muskel über den Ballen der Fingerspitzen rollen.

In kurzen Zwischenräumen faßt der Masseur das Glied in beide Hände und läuft mit diesem Griffe behende aufwärts, als wolle er den Blutstrom in die Venen befördern und kehrt dann zum Kneten der Muskeln zurück. — Von der allgemeinen Massage kommen wir zur Gesichtsmassage. Figur 7 zeigt uns die Stirnmassage, die von dem entweder vor oder hinter dem Patienten stehenden Masseur mit dem Daumen von der Mitte nach den Schläfen zu ausgeführt wird. Ebenso wird die Nase von der Mitte nach den Seiten massiert. Auch die Massage der Backen und Lippen ist seitwärts.


13. Bauchmassage (Streichen und Klopfen).

Die Augenmassage ist sehr vorsichtig vorzunehmen. Sie darf auch nicht länger als zwei Minuten dauern. Sind schmerzhafte Affektionen vorhanden, so nehme man Oel. Die Massage findet in der Weise statt, daß man mit der Kuppe von Daumen oder Zeigefinger das obere oder untere Lid in der Nähe des Randes bedeckt und nun mit Hilfe des Lidrandes möglichst schnelle Reibungen des Auges vornimmt (Fig. 8), und zwar thut man gut, die Bewegungen strahlenförmig, wie Fig. 9 zeigt, zu machen. Die Augenmassage wurde in die Ophthalmologie von dem berühmten Augenarzt Professor Donders in Utrecht im Jahre 1872 eingeführt. Donders, der bis dahin von Massage nichts wissen wollte, entschloß sich wegen eines schweren Schultergelenkleidens nach langer Ueberredung seiner Angehörigen, sich dem Dr. Metzger (damals Amsterdam, jetzt Wiesbaden) anzuvertrauen. Von der Wirkung der Kur entzückt, wandte er sie und zwar mit großem Erfolge in seiner eigenen Klinik an.

Auch beim Halse wird von oben nach unten massiert. Zweckmäßig ist, wenn man den Patienten bei der Arbeit langsam und tief atmen läßt. Bei empfindlichen Kranken muß äußerst vorsichtig zu Werke gegangen werden (Fig. 10).) Bei Kehlkopferkrankungen umfaßt man den Kehlkopf derart, daß er zwischen Daumen und Zeigefinger zu liegen kommt und streicht nun von oben nach unten. Für kleine Kinder ist bei Halskrankheiten die Massage außerordentlich wirksam. Doch ist in diesem Falle dringend zu empfehlen, sie nur durch einen Arzt ausführen zu lassen. Figur 11 zeigt uns die Anwendung der Rückenmassage. Beim Schulterblatt streicht und walkt man nach unten und klopft die Muskeln nach den Schultern zu, während man die großen Rückenmuskeln in ziemlich gleichgültiger Richtung durch Streichen, Kneten, Klopfen und Walken bearbeitet. Die schwierigste, aber keineswegs unwichtigste Massage ist die Bauchmassage, zu deren Ausführung uns die Reibmayrsche Methode besonders praktisch erscheint. Um die Darmthätigkeit zu wecken, benutzt er folgende Handgriffe: Handgriff I besteht, wie Fig. 12 zeigt, in kreisrunden Streichungen um den Nabel. Hierzu nimmt er die Spitzen der drei längsten Finger, während der Daumen stützend auf dem Körper ruht. — Handgriff II massiert Reibmayr mit der flachen Hand. Die Hand wird möglichst gestreckt, und der Druck mit Daumenballen und dem Ballen des kleinen Fingers ausgeführt. Namentlich in Schweden massiert man nach der in Figur 13 dargestellten Methode, die hauptsächlich in Streichen und Klopfen in der Richtung der Pfeile besteht.



„Bravo. Nimrod!“ Nimrod ist das Muster eines echten, deutschen, langhaarigen Vorstehhundes, der sich durch seinen verständigen Gesichtsausdruck und durch seine Gutmütigkeit und Munterkeit auszeichnet. Seine Gangart ist leicht, sein Auftritt fast geräuschlos: er ist sehr gelehrig und seinem Herrn außerordentlich treu und ergeben. Nimrod hat seine Lehrzeit brav ausgenützt und ist kein solcher Kalfacter geworden, wie so mancher seiner vierbeinigen Jagdgenossen, die in jedes Rebhühnervolk einfallen und hinter jedem Hasen lautgebend nachrennen, bis ihnen die Zunge aus dem Halse hängt. Nimrod steht fest wie eine Mauer, wenngleich die Rebhühner oder Fasanen nur wenige Schritte von seiner Nase entfernt sind, oder er den „Krummen“ vor sich liegen sieht. Er hat sich den Ruf: „Pfui Has'!“ tief in sein Gedächtnis eingeprägt, und wenn Meister Lampe noch so nahe vor ihm aufsteht, er rührt sich nicht; er sieht ihm nur verständnisvoll nach, hebt seinen rechten Vorderfuß in die Höhe und wedelt mit seiner schön behängten Rute so lange, bis der Flüchtige aus seinem Gesichtskreis entschwunden ist. „Bravo, Nimrod!“ ruft ihm sein Herr vergnügt zu, wenn sein treuer Jagdgenosse immer wieder seine Hasenreinheit zeigt. Aus diesem Grunde genießt Nimrod ein hohes Ansehen in der gesamten Jagdgesellschaft, er ist der Liebling seines Herrn und diesem nicht um alle Schätze Indiens feil. St.

Das neue Reichstags-Präsidium. Bei den gegenwärtigen, bemerkenswerten Verhandlungen des deutschen Reichstags über wichtige Fragen der äußeren und inneren Politik dürften unsern Lesern die Bildnisse der Leiter des Parlaments vielleicht nicht unwillkommen sein, die durch die am 15. November v. J. erfolgte Präsidentenwahl mit diesem Amte beauftragt worden sind. Das Ergebnis der Wahl war die Bestätigung des bisherigen Leiters der Reichstagsverhandlungen, des Grafen Ballestrem (Centrum), als Präsidenten und seines ersten Stellvertreters, des Abgeordneten Dr. von Frege (deutsch-kons.), dagegen wurde zum

zweiten Vicepräsidenten an Stelle des freisinnigen Abgeordneten Schmidt-Elberfeld ein Vertreter der Nationalliberalen, der Geh. Finanzrat und Bankdirektor Büsing in Schwerin, gewählt.

Adolf Pichler. Am 15. November ist zu Innsbruck im Alter von 81 Jahren der bekannte Tiroler Dichter Professor Adolf Pichler gestorben. In jungen Jahren war er unter den Kämpfern für die Freiheit seines schönen Heimatlandes gegen die Italiener ins Feld gezogen und schilderte dann seine Erlebnisse in dem Büchlein „Aus den März- und Oktobertagen 1848.“ Von Beruf Naturforscher, hat er auch auf wissenschaftlichem Gebiete das Tiroler Land gründlich erforscht und lehrte als Professor der Mineralogie in Innsbruck. Eine Fülle tiefempfundener Gedichte und Schilderungen, besonders der Band „Gedichte und Hymnen,“ haben seinen Dichternamen weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt gemacht. Auch auf dramatischem Gebiete hat der überaus fruchtbare Poet sich in formschönen Tragödien versucht. Ein reiches inneres Leben, tiefes Gemüt mit der Weisheit eines geistvollen Denkers vereinigte sich in Adolf Pichler, dessen poetisches Lebenswerk eine tiefe Spur in dem Litteraturleben Deutsch-Oesterreichs und Deutschlands hinterlassen hat.



Ernst Eckstein. (Mit Text.)
Aufnahme von Hofphotograph Höffert, Berlin.

Das neue Rathaus der Stadt Frankfurt a. M. ist kürzlich in Angriff genommen worden. Längst erwiesen sich die Verwaltungsräume im alten Rathause, dem restaurierten „Römer“, als unzureichend, und so galt es, an einen Neubau im Anschluß an das berühmte historische Bauwerk zu denken. Nach jahrelangen Vorarbeiten gelang es den Frankfurter Architekten Franz von Hoven und Ludwig Neher, eine allseitig befriedigende Lösung der schwierigen Aufgabe zu finden und dieser Entwurf, den unsere vorstehende Abbildung zeigt, wird nun ausgeführt. Der ganze, gewaltige Bau gliedert sich in drei scharf hervortretende Massen: den Festsaalbau und den Südbau, die in ihren äußeren Linien sich den malerischen Bauformen der alten Stadt anschließen, und den mehr in der Art eines modernen Bankgebäudes ausgeführten, für die Kassen bestimmten Nordbau. Die Gesamtkosten betragen (ohne Baugrund) $4^1/_2$ Millionen Mark.

Ernst Eckstein. Einer der vielseitigsten und meist gelesensten Schriftsteller ist mit Ernst Eckstein dahingegangen, der am 18. November in Dresden verstarb. In Gießen am 6. Februar 1845 geboren, studierte er in seiner Vaterstadt und auf mehreren anderen Universitäten Philologie und Philosophie und wandte sich 1868 nach Paris, von wo aus er sein Erstlingswerk, das humoristische Epos „Schach der Königin“, der Oeffentlichkeit übergab. Es folgten rasch Schriften ähnlicher Art: „Die Gespenster von Varzin“, „Der Stumme von Sevilla“, „Venus Urania“, sowie zwei Bände feinsinniger Novellen. Während der Jähre 1872/74 lebte Eckstein als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ in Wien und siedelte 1875 nach Leipzig über, wo er die „Deutsche Dichterhalle“ redigierte und das Witzblatt „Schalk“ begründen half. In der Zwischenzeit hatte er seinen großen „Schlager“ gemacht. Aus einem Bändchen der Humoresken „Aus Sekunda und Prima“, das vielen Anklang fand, wurde der übermütige Scherz „Ein Besuch im Karzer“ besonders abgedruckt, und dieses Büchlein, von drolligen Bildchen begleitet, erzielte einen ungeheuren Erfolg, gelangte sogar als Schwank auf die Bühne. Aber auch als ernster Poet errang Ernst Eckstein Anerkennung. Er wendete sich der erzählenden Dichtung zu und schrieb fortan fast jedes Jahr einen neuen Roman; die Stoffe entlehnte er teils der antiken Welt, teils dem modernen Leben, und nach beiden Richtungen durfte er sich des Erfolges freuen.



In der ländlichen Volksschule. Lehrer: „Hans, sag' Du, wann ist die beste Zeit, um das Obst von den Bäumen zu pflücken?“ — Hans: „Wann der Hund angebunden ist.“

Probat. „Du, der fremde Herr da verdirbt mir den ganzen Ball.“ — „Wieso?“ — „Er flüstert mir immer alberne Schmeicheleien zu.“ — „Das hat er bei mir auch versucht, aber er hörte bald damit auf, als ich ihn bat, lauter zu sprechen, weil ich schwerhörig sei.“

Aufrichtig. Chef: „Keine Summe stimmt bei Ihnen, Herr Meyer! Haben Sie denn nie in der Schule gerechnet?“ — Lehrling: „Sehr viel — aber immer falsch!“

Kaiser Joseph II. und sein Minister. Als der Kaiser im besten Zuge war, unter den Verwaltungsbeamten aufzuräumen, schrieb er an den ungarischen Hofkanzler, Grafen E., um ihn über die Subalternen seines Departements, die man etwa nicht sehr notwendig brauche, auszuholen. Der Graf begab sich auf der Stelle zu dem Monarchen, und stellte ihm mit ruhigem Ernste vor, daß er aller dieser Personen zum Besten des Dienstes bedürfe, daß sie in den Geschäften die eifrigste Thätigkeit bewiesen, und eher Belohnungen als eine Verminderung ihres Gehaltes verdienten; der Kanzler fügte noch hinzu: „Ich darf Ew. Majestät versichern, daß in meinem ganzen Departement nur Einer überflüssig ist.“ — „Nun, wer ist das?“ fragte der Kaiser. — „Ich, Sire,“ erwiderte der Graf. Diese Antwort, ebenso ehrenvoll für den Minister, der sie gab, wie für den Fürsten, mit dem er mit so edler Offenheit sprechen durfte, ging dem Kaiser nahe. Er schwieg eine Weile, überhäufte dann den Grafen E. mit den schmeichelhaften Aeußerungen seines Wohlwollens und ließ seine Kanzlei auf dem alten Fuß. St.

Die sieben Leipziger Meßprivilegien. In alten, vergilbten Blättern finden wir die sieben Leipziger Meßprivilegien, die ebensoviele Jahrhunderte bestanden und vom Rat sowohl wie der Kaufmannschaft peinlich bewacht und beschützt worden, verzeichnet. Die sieben Privilegien der Meßbesucher bestanden darin: 1) Daß die Meßbesucher, die sich der Haupt- und Heerstraßen bedienten, samt ihren Dienern, Waren und Geschirren unter landesherrlichem und kaiserlichem Schutze standen. 2) Daß sie während der Messe von aller Bekümmernis, Beschwernis und Arrest frei sein sollten. 3) Daß sie Zölle gar nicht oder nur geringen Teils zu entrichten hatten; 4) Daß die etliche Meilen um Leipzig liegenden Städte und Flecken zum Nachteil der Leipziger Messen keine öffentlichen Jahrmärkte halten durften; 5) daß Leipzig das Stapelrecht zustand; 6) Die Zusammenberufung der Landstände und der Ritterschaft während der Messen, welche teils zur Abhandlung von Landesangelegenheiten, teils in ihren eigenen Angelegenheiten stattfinden mußte und 7) die Ehrenvorzüge, welche man einigen ausländischen Kaufleuten zu erweisen berechtigt war. Von allen diesen Privilegien ist nicht ein einziges erhalten geblieben. K



Ein Futtertisch gehört in jeden Taubenschlag, denn das Vorwerfen auf den Fußboden des Taubenschlages begünstigt den Zuzug der Mäuse und Ratten; es geht auch ein Teil des Futters durch Verunreinigung verloren.

Gebackene Hefenschnitten. 6 gehäufte Eßlöffel Mehl werden mit $^1/_4$ Liter lauer Milch, etwas Salz, 2 ganzen Eiern, 1 Eßlöffel zerlassener Butter, 1 Eßlöffel Zucker und 1 Löffel Hefe zu einem leichten Teig gerührt, welchen man an einen warmen Ort zum Aufgehen stellt. Unterdessen werden fingerdicke und ebensolange Scheiben von altgebackenem Zwieback oder Milchbroten geschnitten, diese in den Teig getaucht und im heißen Schmalz auf beiden Seiten gebacken. Mit Zucker bestreut werden die Schnitten noch warm aufgetragen und mit Kompott von dürren Zwetschgen oder Kirschen verspeist. Der Teig darf weder zu dick noch zu dünn sein und muß messerrückenhoch an den Schnitten beim Backen hängen bleiben.

Die Palme im Zimmer. Trockene Luft ist Hauptbedingung bei der Zucht mancher Palmen im Zimmer, es würde aber doch ein Fehler sein, wenn man sie fortwährend nur mit recht trockener Luft traktieren wollte. — Dieses verlangen sie nicht, sie lieben es vielmehr, wenn sie im Winter im geheizten Zimmer allwöchentlich einmal mit lauwarmem Wasser besprengt oder mit solchem vermittelst eines weichen Schwammes abgewaschen werden. Die trockene Zimmerluft sorgt für baldiges Wiederabtrocknen der Pflanze und verhütet, daß die naßgemachten Blätter fleckig oder schimmelich werden. — Mit dem Gießen muß man im Winter sehr vorsichtig sein. Der Verbrauch der Pflanzen an Wasser richtet sich nach der Temperatur des Zimmers und nach der betreffenden Erde. Man gieße nicht zu oft; wenn man aber gießt, dann gründlich, nämlich so, daß das Wasser durch das Abzugloch des Topfes wieder zum Vorschein kommt. Oder man stelle den Topf ein paar Minuten in Wasser, damit Erde sich vollsaugen kann. Alsdann kann man acht, unter Umständen auch vierzehn Tage warten, bevor man wieder zu gießen braucht. Sind die Töpfe sehr klein, so daß die Erde schneller austrocknet, so ist selbstverständlich öfter zu gießen. Ueberhaupt muß eine Pflanze, wenn die Erde sich trocken anfühlt, gegossen werden. Dieses Trockensein ist das sicherste Anzeichen, daß die Pflanze nach Wasser verlangt.

Anagramm.

Als Städtchen kannst du mich finden,
Auf Hannoverschen Gründen;
Verstellest du die Zeichen mein,
Nenn' ich dir ein Mägdelein.
Johannes Hespe.

Logogriph.

Ich werd' mit **N** und **R** genannt.
Und ziehe nach dem gleichen Strand
Im deutschen und im Nachbarland.
Julius Falck.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9. Englische Universität.
2 8 5 2 3. Eine Stadt in Kroatien.
3 2 7 5 6 7. Eine europäische Hauptstadt.
4 5 9 7 2. Eine Stadt in Holland.
5 6 9 8 9. Eine Turnerabteilung.
6 7 2 5. Stadt im Herzogtum Birkenfeld.
7 5 2 3 2. Ein Theaterstück.
8 5 2 3 3. Ein Gewicht.
9 7 8 2 5. Ein männlicher Vorname.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen ergeben 1—9. P. Klein.

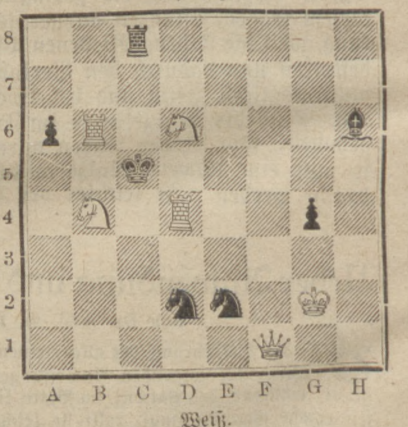
Auflösung.

B	O	B
O	D	E
B	E	Y

Problem Nr. 1.

Von S. Szerényi.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Neujahrstag. — Des Palindroms: Zeus—Suez. Der Charade: Biber—ach, Biberach. — Des Bilderrätsels: Der den rechten Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.